

Über das höchst sonderbare und gar merkwürdige Gerücht von der radikalen Psychoanalysekritik Judith Butlers

Was waren das für Zeiten – damals, in den 90ern, als es auf einmal, wie auf geheime Verabredung, überall in der radikalen Linken tönte, Geschlechter, die gäbe es doch eigentlich gar nicht, das seien nur Konstrukte. Niemand, der umhin kam, sich im Vokabular der Sprechakttheorie zu üben, um tiefschürfende sprachphilosophische Betrachtungen über produktive Performanz und die Arbitrarität von Zeichen und Bezeichnetem anstellen zu können; und die Kerle wussten endlich auf den Vorwurf männlichen Verhalten zu entgegnen, das sei eine essentialistische Zuschreibung, und außerdem sei man erst neulich auf einer Cross-dressing-Party gewesen. Kurz: es war die Hohezeit der Judith Butler. Inzwischen hat zwar die eine oder der andere die Erfahrung machen können, dass zumindest in Großstädten, die von schwulen Bürgermeistern regiert werden, provokanter als Kurzhaarschnitt und Tuntenball es allemal ist, mit dem Rauchen anzufangen. Doch mag auch die Aura des größtmöglichen radical chic, die Butlers Namen umgab, seither ein ganz klein wenig verblasst, mögen auch die treuesten Fans lange schon ins sichere akademische Terrain zurückgekehrt sein – es muss eine bloß den ›Diskus‹ oder die ›phase 2‹ aufschlagen, um zu ahnen: this theory is here to stay.

Opposition leichtgemacht

Nun ist der vergleichsweise große Publikumserfolg der Judith Butler, angesichts eines kaum anders als unlesbar zu nennenden Stils, an sich bereits überraschend; wenn natürlich auch AkademikerInnen darin trainiert sind, Aussagen wie den folgenden unverdrossen Sinn abzuringen: „Als Teil des epistemologischen Erbes der gegenwärtigen politischen Diskurse über die Identität stellt dieser binäre Gegensatz einen Schnitt innerhalb eines gegebenen Komplexes von Bezeichnungsverfahren dar.“¹ Dass Butler aber auch zur Ikone eines nicht gerade kleinen Teiles der sich als revolutionär verstehenden Linken avancieren konnte, ist mehr als bizarr; und das hat nicht bloß mit stilistischen Fragen zu tun. Fraglos versteht Butler sich als irgendwie links, und fraglos hat sie dieses oder jenes gegen die gesellschaftliche Behandlung vor allem von Frauen, Schwulen und Lesben einzuwenden. Nur hat das, sagen wir, die Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen auch.

Hinweise, dass es Butler um mehr ginge, um Umsturz gar, finden sich demgegenüber auch bei sorgfältigstem Lesen nicht. Gegen Ausbeutung, Kapital und Staat kann sie schon deswegen nichts haben, weil diese Begriffe in ihrer Theorie nicht vorkommen – und konstitutionell auch gar nicht vorkommen können. Stattdessen regiert bei ihr, linguistisches Surrogat der Herrschaft, »die Macht« (gerne auch unter den Pseudonymen »die Norm« oder »das Gesetz«). Und wie von Foucault gelernt, steht diese so allgegenwärtig und unausweichlich da wie je nur in George Lucas' »Star Wars«-Trilogie. Mit anderen, nämlich Butlers Worten: »Dies bedeutet politisch, dass es keine Opposition zur Macht gibt, die nicht selbst bereits Teil des Machtapparates wäre; [...] dass ›Emanzipation‹ niemals die Transzendenz der Macht an sich sein kann.« (SuD 127) Vielleicht steckte auch früher nicht mehr dahinter, aber es gab eine Zeit, da klangen die revolutionären Appelle irgendwie schmissiger.

Was eine Opposition, die, ganz innovativ, »Teil des Machtapparates« bleiben will, für Aufgaben hat, ist dabei gar nicht so einfach auszumachen. So eifrig die Butlerschen Konzepte, mittels Parodie, Pastiche oder postmodernem Mummenschanz die performative Dimension der Geschlechtlichkeit durchzuspielen, rezipiert und debattiert wurden, so unklar ist doch bis jetzt geblieben, wozu das alles genau taugen soll. Nicht, dass ich die Antwort nicht konnte: Um offenzulegen, dass sex ebenso wie gender konstruiert seien, und so zu demonstrieren, dass es – in einer besseren Gesellschaft, werden die forscheren unter den AnhängerInnen hinzufügen – gar keine Geschlechter bräuchte. Nur Frau Butler selber ist sich da gar nicht so sicher: »Daraus folgt nicht«, so ihr Resümee aktueller Forschungen zum XY-Chromosom, »dass man keine gültige, beweisbare These zur Geschlechtsbestimmung aufstellen kann, sondern eher, dass die Untersuchung der Bestimmung des anatomischen Geschlechts durch bestimmte kulturelle Annahmen über den jeweiligen Status von Männern und Frauen [...] selbst eingerahmt wird.« (UG 163) Und dafür die ganze Aufregung? Wie jede gute Oppositionelle, die nicht dem Machtapparat selber opponieren will, hält sich Butler alle Türen offen: Kann ja sein, dass es biologische Geschlechter ›in echt‹ doch gibt, dann will man ja nix gesagt haben. Allein der Fundi-Flügel der Fangemeinde glaubt unverdrossen daran, dass das Idol in dieser Frage

1 Judith Butler, »Das Unbehagen der Geschlechter«, Frankfurt am Main 1991, S. 212, im folgenden zitiert als UG. Des weiteren werden folgende Werke Butlers verwandt: »Bodies that Matter«, New York u. London 1993 (zitiert als BM); »Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der ›Postmoderne‹« sowie »Für ein sorgfältiges Lesen«, beide in: Benhabib, Butler u.a., »Der Streit um die Differenz«, Frankfurt am Main 1993 (zitiert als SuD).

unversöhnlich sei. Die Parallelen zu den Grünen sind in der Tat frappierend. Wie diese meint auch Butler, wenn sie »Opposition« sagt, eine Strategie, Herrschaftsverhältnisse akzeptabler zu machen und dabei, der inneren Harmonie wegen, ein gutes Gewissen zu bewahren.² Der »performative Akt« der geschlechtlichen Identifizierung, den »das Gesetz« immer und immer wieder neu erzwingt, soll, so der Butlersche Clou, im Wissen, dass er ohnehin unvermeidlich ist, zumindest gelassen, ja kreativ vollzogen werden. So schafft man temporäre Freiräume oder auch nicht, aber der Zwang fühlt sich allemal weniger zwanghaft an, und weniger zu verdrängen gibt es obendrein. Wenn die Ketten schon nicht abzuschütteln sind, sollen sie doch bitte lockerer sitzen, oder besser gepolstert jedenfalls. Bei den Grünen heißt das Dienstwagen.

Für ein Inzesttabu mit menschlichem Antlitz

Wenn eines der begeisterten Butler-Rezeption im linksradikalen Milieu nicht zugrundeliegt, dann ist es die genaue Lektüre ihrer Texte. Nur so ist auch zu erklären, dass ausgerechnet dem von ihr repräsentierten Dekonstruktivismus der Ruf einer radikalen, feministischen Psychoanalysekritik vorausleuchtet. Wem zu Freud ohnehin »Biologismus« einfällt, beruft sich, wie früher auf Millet et al., heute mit Vorliebe auf Butler als Gewährsfrau gegen Ödipus, Familialismus und Penisneid. Leicht entbrennt dann eine engagierte Debatte, ob mit Butlers Theorie wirklich patriarchale blinde Flecken der Psychoanalyse aufzudecken sind, oder ob mit dieser nur einmal mehr die altbekannten Abwehrreflexe gegen den Trieb aktiviert werden: die vorschnelle Historisierung, um der Verstörung durchs Unbewusste möglichst reibungslos Herr zu werden. Die Sache ist bloß, dass Butler weder eine kluge noch eine ressentimentgeladene Kritik der Psychoanalyse vertritt – sondern vielmehr gar keine. Was sie will, ist »a kinder, gentler psychoanalysis« (BM 115); eine zum Knuddeln und Liebhaben.

So wenig wie die Gesellschaft hat daher auch die Psychoanalyse vor Butler zu fürchten. Alle, die sich von ihr Schützenhilfe gegen das Stützkorsett bürgerlicher Subjektwerdung, die ödipale Triade, erhoffen, muss sie enttäuschen: Sie will das Inzesttabu nicht verändern, sondern interpretieren – »neu begreifen, nämlich als eine produktive Macht, die ungewollt verschiedene Konfigurationen der Geschlechtsidentität erzeugt« (UG 113); als wäre es je etwas anderes gewesen. Den Bestrebungen der 70er Jahre, das innerfamiliäre Widerspiel von Verlockung und Versagung, von Allmacht und Ohnmacht zu durchbrechen, in deren Zeichen das mit sich identische Individuum libidinös geschmiedet wird, erteilt Butler eine dezidierte Absage. Als theoretische Appellationsinstanz fungiert dabei der französische Psychoanalytiker Jacques Lacan: »Some feminists have turned to Lacan in an effort to temper a certain kind of utopianism that held that the radical reorganization of kinship relations could imply the radical reorganization of the psyche, sexuality, and desire.«³ (BM 96). Dessen strukturalistische Aktualisierung der Psychoanalyse, die das Subjekt zwischen den Ordnungen des Imaginären, des Symbolischen und des Realen aufspannt, stellt für Butler den Schlüssel auch zu den Freudschen Texten selber dar.⁴ In ihnen bewegt sie sich, ohne anzuecken: Sie will anwenden, nicht unterminieren.

Dabei kommt im einzelnen durchaus Brauchbares heraus. Ihre Interpretation der ödipalen Konstellation (UB 93-104, BM 93-119) beantwortet die Frage, woher die heterosexuellen Triebanlage stammt, deren es zur libidinösen Besetzung des gegengeschlechtlichen Elternteils bedarf, mit Freuds Theorie der melancholischen Introjektion. Sie besagt, dass das Es seine Libido von einem unerreichbar gewordenen Objekt abzieht, indem das Ich selber, durch Angleichung, dessen Rolle übernimmt. Nach Butler nun findet, bezogen aufs gleichgeschlechtliche Elternteil, solcherart Ersetzung des Begehrens durch Identifikation beim Kleinkind

2 Zur ausführlichen Kritik an Butlers politischem Programm und dessen Wahlverwandtschaft zum postbürgerlichen Krisenkapitalismus vgl. U. Krug / T. Kunstreich, »Dekonstruktion heißt Domestizierung«, in: Bahamas 26 / 1998, S. 35-42; Andrea Trumann, »Feministische Theorie«, Stuttgart 2002, S. 148-172

3 Was hier so kokett »some feminists« zugeschrieben wird, entpuppt sich im Verlauf des Textes als nichts als Butlers ureigenes Programm, der Verweis auf andere aber als eine der zahlreichen stilistischen Gesten der Ich-Vermeidung, über die noch zu reden sein wird. – Natürlich ist die Kritik an einer gewissen Naivität der 70er-Jahre-Familienkritik, für die auch und gerade feministische Psychoanalytikerinnen wie Nancy Chodorow oder Juliet Mitchell stehen, nicht an sich von der Hand zu weisen – als könnte mit der überschüssigen, spezifisch bürgerlichen Form, in der sie organisiert ist, die Grausamkeit überhaupt verschwinden, die es bedeutet, vom amorphen Fleisch- und Lustklumpen zum verantwortlichen Ich zu werden; als wäre der Trieb, der Ewigkeit will, so wenig fordernd, so restlos mit der begrenzten Form der Welt zufriedenzustellen. Nur geht es Butler weniger ums Falsche als ums Richtige: den »Utopismus«, überhaupt radikal Anderes zu wollen.

4 Fraglich bleibt, wie sehr Lacan dazu taugt. Seine höchst eigentümliche Sprache jedenfalls lässt von den ursprünglichen Freudschen Begrifflichkeiten wenig übrig; andererseits gebührt ihm zweifellos der Verdienst, gegen die zu seiner Zeit fast unumschränkte Hegemonie der Ich- und Bewusstseinspsychologie kompromisslos Begriff und Sache des Unbewussten verfochten zu haben.

unter dem Druck des Homosexualitätstabus statt: So werde die heterosexuelle Geschlechtsidentität gestiftet, die unerlässliche Voraussetzung fürs eigentliche ödipale Drama ist.

Mit dieser Konzeption will Butler nicht bloß etwaige naturalistische Konnotationen im Begriff der heterosexuellen Anlage durchkreuzen. Demonstriert werden soll, dass jene homophoben Schreckbilder der »phallicized dyke« und des »feminine fag« (BM 96), mit deren Hilfe die symbolische Ordnung das Kind zwingt, sein gleichgeschlechtliches Begehren zu verwerfen, dieses zugleich erst repräsentierbar machen – weshalb es auch ebensogut und mit dem gleichen Recht im Rahmen der Ordnung präsentabel werden könnte. Auf welche Weise dabei die Integration von fag und dyke in die Armada akzeptabler Geschlechtsidentitäten zu erzwingen wäre; ob es vielleicht schon ausreicht, das Gesetz – das ja immerhin »wissen« (BM 104) und, s.o., wollen kann, warum also nicht auch in sich gehen – mit seinen Produkten zu konfrontieren, lässt Butler dabei wortreich unbeantwortet. Ihr geht es um anderes, Höheres: um den Nachweis, dass das Gesetz viel »plastischer«, »flexibler« (UG 92) sei, als all die Miesepeter, die immer bloß an Repression denken, glauben mögen; und dass die Realisierung dieser Flexibilität eine Frage des Reformulierens, des »um-beschreibens« (UG 120), der Definition ist – kurz: eine Angelegenheit der TheoretikerInnen, die über den Umweg des Diskurses wieder Seit an Seit mit dem Weltgeist zu stehen kommen.

»Vergiss das Beste nicht!«

Bemerkenswert ist, wie Butler in ihrer Aneignung Lacans unter der Hand zum Verschwinden bringt, was dessen Bestes ist: der böse Blick. In seiner sardonischen Feier des Signifikanten, der das Subjekt in die Knie zwingt, erkennt sie nichts als »Sklavenmoral« (UG 93), die der Revision harre. Wenn aber MaterialistInnen etwas am linguistischen Idealismus Lacans zu retten hätten, so wären dies gerade dessen skandalösesten Auswüchse. Nichts ist gegenüber den dunklen Denkern der Bourgeoisie kraftloser als bloße moralische Empörung. Dass die Frau – »la femme n'existe pas« – nichts als das Symptom des Mannes sei; dass jenseits des väterlichen Gesetzes – »père ou pire« – nur Schlimmeres existiere, der unaussprechliche Schrecken der Psychose: Sätze wie diese lassen gesellschaftliche Erfahrung schockhaft aufblitzen. Butler aber will nicht deren Wahrheitsgehalt, die Falschheit des Ganzen, dechiffrieren, sondern deren Sachgehalt abmildern. Gar so dichotom müsse es doch auch im Namen des Vaters nicht hergehen.

Die strukturelle Psychoanalyse erscheint in Butlers Rezeption wie mit dem Weichzeichner gemalt. Was allzu sperrig oder ungeschlacht ist, wird abgeflacht oder ausgeschieden: etwa der Begriff des Realen, um den Butler erkennbar einen großen Bogen schlägt⁵. Als Dritter im Bunde der Lacanschen Triade benennt er, was nicht, nach Art des Imaginären, zur Selbstbespiegelung einlädt, sondern amorph hinter der glatten Oberfläche lauert; was nicht, im Rahmen der symbolischen Ordnung, bezeichnet werden kann, sondern als Treibgut im Netz der Signifikanten mitgeschleppt wird. Das Reale ist das Intentionlose: der Blumentopf, der einem auf den Kopf fällt, ganz ebenso wie die ungeheuerliche Tatsache, dass es Lust und Schmerz gibt und Leben und Tod. Gerade dadurch, dass es sich der fassbaren Realität des Subjekts entzieht, ruft es bei diesem die allerrealsten Wirkungen hervor – den Entzug aller ontologischen Sicherheit, der in seltenen, glücklichen Momenten ekstatisch, in aller Regel aber bloß als traumatisierend erlebt wird.

Exakt diese traumatische Dimension des Realen hat Lacan im Sinn, wenn er, in Abgrenzung zur »normativen oder typischen« (d.h. symbolischen) »Funktion«, dem »realen Vater die hevorstechende Funktion im Kastrationskomplex« zuschreibt: »Wenn die Kastration es tatsächlich verdient, in der Geschichte des Subjekts durch einen Namen herausgehoben zu werden, so ist sie stets mit der Einwirkung, dem Eingreifen des realen Vaters verbunden.«⁶ Butler hingegen definiert wie folgt: »Castration is the figure for punishment, the fear of castration motivating the assumption of the masculine sex, the fear of not being castrated motivating the assumption of the feminine sex.« (BM 96). Die Angst vor der tatsächlichen körperlichen Verstümmelung, an die sich erst die darüberhinaus gehenden Bedeutungen heften können, wird verdünnt zur bloß metaphorischen Figur, zur symbolischen Drohung mit der Homosexualität. Nur durch diese Verkehrung von Ursache und Wirkung hindurch gewinnt die merkwürdige (und nicht weiter belegte) Behauptung, Jungen fürchteten die Kastration, Mädchen aber gerade deren Ausbleiben, scheinhafte Evidenz – als letzte bizarre Emanation des Wunsches nach komplementärer Harmonie der Geschlechter.⁷

5 Vgl. etwa ihre Auseinandersetzung mit Slavoy Zizek (BM 187-222).

6 Jacques Lacan, »Das Seminar, Buch IV: Die Objektbeziehung (1956-1957)«, Wien 2003, S. 261f.

7 Indem Butler die Geschlechter wie Yin und Yang durch den Ödipus-Komplex führt, dem Jungen, der nicht weibisch, also ohne Phallus, das Mädchen, das nicht männlich, also mit Phallus, begehren will, gegenüberstellt, verfehlt sie das, was das Verhältnis beider so abgründig gestaltet. Dessen Asymmetrie liegt, paradox genug, gerade in der identischen Ausgangslage beschlossen. Junge wie Mädchen sind beide auf die Mutter als erstes Liebesobjekt verwiesen; und nur deshalb erfahren sie im Wunsch, dieses Begehren als geschlechtliches Subjekt zu erfüllen, ihre geschlechtliche Differenz auf je differente, inkommensurabel unterschiedene Art. Vgl. etwa die grundlegende (wenn

»Für die soziale Realität ist in der Epoche der Konzentrationslager Kastration charakteristischer als Konkurrenz«⁸, heißt es bei Adorno; und Freud lässt keinen Zweifel daran, dass beide, Knaben wie Mädchen, sie fürchten. Indem Butler deren somatischen Grund wegdefiniert, kann sie, im ganz unmittelbaren Sinne, jene phantastischen Schrecken der Zerstückelung und Zerstörung nicht begreifen, denen die Gesellschaft immer wieder reale Nahrung verschafft – und damit auch diese selber nicht. Mag sein, dass sie von der Vorstellung durchdrungen ist, sich immer nur aufs Negative zu kaprizieren hindere eine daran, die beschworene Produktivität des Gesetzes zu fassen zu bekommen. Freud selber ist jedoch der exemplarische Gegenbeweis (und zum Ende des entsprechenden Kapitals kommt auch Butler nicht umhin, kleinlaut einzuräumen, »selbstverständlich« habe »die psychoanalytische Theorie die produktive Funktion des Inzesttabus stets anerkannt.« [UG 120]) Der Unterschied, einer ums Ganze, besteht freilich im Wie. Der Widerstreit zwischen Abwehr und Akzeptanz der nie ganz annehmbaren und nie ganz zu verleugnenden, eben traumatischen Tatsache der Kastration, ob des eigenen oder des anderen Geschlechts, sorgt nicht bloß für eine unübersehbare Anzahl immer wieder neuer, origineller und einmaliger Triebchicksale, etwa solchen fetischistischer Natur⁹. Freud folgt dem Zwiespalt des Subjekts auch und gerade durch den »normalen«, heterosexuellen Verlauf des ödipalen Dramas hindurch, dessen scheinbare Eindeutigkeit sich dadurch, ebenso wie im spiegelbildlichen Falle des homosexuellen, als von irreduzibler Ambivalenz bestimmt entpuppt. Dass der Knabe, im Bestreben, das Sinnbild seiner Männlichkeit, sein Genital, zu bewahren, gerade auf die Ausübung dieser Männlichkeit verzichten und dem Vater den Vortritt lassen muss, ist ein immer wiederkehrender Topos in den Freudschen Schriften.¹⁰ Anders als bei Butler eröffnet das freilich keine frohgemuten Perspektiven auf die vielen tollen quirlig-queeren Möglichkeiten, die sich die im Rahmen der Norm ergäben, sondern legt, als Nachvollzug eines durch zahllose traumatische Einschnitte hindurch sich vollziehenden Konstitutionsprozesses, die Narben frei, welche die Normalität dem Subjekt lebenslang schlägt.

»Nicht gedacht soll ihrer werden«

Wenn gesagt wird, dass Butler das leidende Individuum vernachlässigt, so gilt das wortwörtlich. Ihr Beitrag zur psychoanalytischen Theorie kommt ohne jede Darstellung des je Besonderen aus: des einzelnen Falles. Damit aber verfällt sie von allem Anfang an der psychoanalytischen Kritik. In dieser fungieren die Fallgeschichten nicht als bloße Beispiele, als illustrative Dreingaben zur allgemeinen Theorie; sie bilden deren Essenz. Vor dem Abgleiten in eine positive, also invariante Anthropologie bewahrt sie nur der stete Rekurs aufs Einmalige, auf das, was tatsächlich die psychoanalytische Utopie bezeichnen mag: die Unabschließbarkeit des menschlichen Begehrens.¹¹ Weil Butler sich von diesem nicht fortreißen lässt, bleibt ihre Darstellung, bei aller reklamierten Dynamik, in Wirklichkeit seltsam starr und leblos – ein bloßes Spiel sich selbst überlassener Kategorien.

Nicht, dass sie unter die Therapeutinnen hätte gehen müssen, um Fallgeschichten zu Protokoll zu nehmen. Es reicht ja die Bereitschaft, die eigenen Erfahrungen nicht sogleich wieder unter einem Berg epistemologischer Erwägungen zu begraben. Wer keine andere Quelle hat, hat immer noch das eigene Unbewusste; das ist in der Regel immer für eine Überraschung gut. Gerade die eigene Subjektivität aber entzieht Butler erfolgreich ihrer Textproduktion, als wäre deren Hineinnahme in den Erkenntnisprozess nicht psychoanalytisches sine qua non.¹² Wollte man ihren Stil charakterisieren, so könnte man ihn am ehesten eine *écriture automatique* linguistischer Fachbegriffe nennen. Nur dass diese Technik, anders als bei den SurrealistInnen, nicht in die

auch soziologistisch restringierte) Arbeit von Nancy Chodorow, »The Reproduction of Mothering«, Berkeley u.a. 1978

8 Th. W. Adorno, »Die revidierte Psychoanalyse«, Ges. Schriften Bd. 8, Frankfurt am Main 1997, S 32. Vgl. auch ders.: »Die sich als Wunde fühlt, wenn sie blutet, weiß mehr von sich als die, welche sich als Blume vorkommt, weil das ihrem Mann in den Kram passt.« (»Minima Moralia«, Ges. Schriften Bd. 4, a.a.O., S. 107)

9 Man denke nur an den berühmten Fall des fetischisierten »Glanzes auf der Nase«, dem »glance at the nose« als Substitut für den Blick auf den mütterlichen Phallus (S. Freud, »Der Fetischismus«, Ges. Werke Bd. XIV, Frankfurt am Main 1999, S. 311). – Fetischismus, aber auch Sodomie, Päderastie und andere Begierden jenseits von Homo- und Heterosexualität scheint es im übrigen im theoretischen Universum der Judith Butler interessanterweise nicht zu geben.

10 Vgl. bspw. S. Freud, »Abriss der Psychoanalyse«, Ges. Werke Bd. XVII, a.a.O., S. 117. – Noch schlagender ist vielleicht die Analyse »Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität« (GW Bd. XII, S. 269ff.), die sich als Lesbianismus aus Frauenhass entpuppt: als Weigerung, zu begehren, wie die Mutter es vorlebt. Freuds Pech, dass damals den Begriff »queer« noch niemand kannte.

11 Vgl. Peter Schneider, »Wahrheit und Verdrängung«, Berlin 1995, S. 87ff.

12 Vgl. Th. W. Adorno, »Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie«, Frankfurt am Main 1973, S. 26

tiefsten Tiefen des Es hinabführen, sondern eine Objektivität ganz eigener Art, die diskursive Eigenbewegung der Macht selber, fingieren soll.

Das Subjekt wird wahrhaft mit einem Tabu belegt; auf jeden Fall dessen Weichteile, die empfindlichsten Stellen. Als Schutzwall und Erkenntnisbarriere zugleich fungiert dabei der Diskurs. Es ist stets dasselbe Motiv: Über die Lust vor ›dem Gesetz‹ ist nicht zu reden, weil erst das Gesetz es ermögliche, Begehren auch als Begehren zu begreifen (UG 121); und weil ein der Sprache vorausgesetzter Körper nie anders als sprachlich vorausgesetzt werden kann, ist nicht zu entscheiden, ob ein »physikalischer« Körper« jenseits des »konzeptuell wahrgenommenen« überhaupt existiere (UG 170). Als Begriffsrealistin im Stande des Nominalismus macht Butler diskursives tabula rasa. Zeichen und Ding, eben noch, in der Kritik des Essentialismus, radikal getrennt, fallen unmittelbar in eins: Weil es, wenig überraschend, keinen Begriff jenseits der Sprache geben kann, so muss das, lautet die messerscharfe Folgerung, auch für die zu begreifende Sache selber gelten. »Der Bezeichnungsakt produziert« daher nicht einfach die Kategorie des Körpers, sondern diesen selbst (SuD 52).¹³ Soviel Sprachmagie war selten. Der Widerspruch, an welchem PhilosophInnen wie PoetInnen seit Jahrhunderten laborieren: dass der Sache nicht gerecht zu werden ist ohne ein ihr Fremdes, geistige Vermittlung, wird von Butler einfach stillgestellt. Das allerdings mit weitreichenden Konsequenzen.

Systematisch wird der Analyse entzogen, was die Menschen, gerade weil es so schwer fassbar ist, so verletzlich macht: ihr Natursubstrat. Das gilt zuvörderst auch für Butlers berühmteste, scheinbar sozialkritischste These, dass sex immer schon gender sei. Unleugbar, dass natürliches Geschlecht und kulturelle Geschlechtsidentität sich kaum so scharf trennen, gar positiv gegeneinander identifizieren lassen, wie manche Feministinnen der 70er und 80er Jahre sich das vorstellen mochten. Man denke etwa an die »urinale Segregation« (Lacan), mit Pissoirs nur für die Männer, welche immer beides ist: banale Anpassung an anatomische Gegebenheiten und, im Akt des Stehpissens, von höchster chauvinistischer Signifikanz zugleich. Irre aber, daraus den Schluss zu ziehen, die beiden miteinander verschlungenen Pole gäbe es eigentlich gar nicht, seien schlicht Konstrukte des einen und einzigen Diskurses.¹⁴ Von den vielen gewaltsamen Vereindeutigungen der so unheimlich verfließenden Grenzen von Körper und Geist ist die Butlersche nur eine weitere, neue Spielart. Erst umgekehrt wird ein Schuh daraus: Gerade weil nie ganz auszumachen ist, wo sex aufhört und gender beginnt, kann Herrschaft sich so tief in die Leiber einsenken, wie es im Verhältnis der Geschlechter der Fall ist.

Selbstverständlich ist, was das Natursubstrat am Menschen offenbart, gesellschaftliche Praxis – am reinsten und unmittelbarsten dort, wo Herrschaft zur reinen, unmittelbaren wird. Die Folter reduziert das unterworfenen Individuum auf einen Klumpen aus Nerven und zuckendem Fleisch. Der Triumph der Herrschaft indiziert aber zugleich deren Scheitern: Denn das derart zugerichtete menschliche Wesen ist als soziales nicht mehr zu gebrauchen; mag der Geist auch noch so willig sein, den Unterjochern zu gehorchen, das Fleisch ist zu schwach, ihnen auch nur den Kaffee zuzubereiten. Natur und Gesellschaft sind eben nicht immer schon identisch, und gerade das macht Herrschaft, angestachelt durch das, was sich ihr naturnotwendig entzieht, so unerbittlich.

Am offensten, wie eine Wunde, tritt daher der Körper in jenem Lebensabschnitt zutage, der von absoluter Machtlosigkeit gekennzeichnet ist. Indem Butler über die Vorgeschichte des Subjekts ein Schweigegebot verhängt, verdoppelt sie nur die Sprachlosigkeit, mit der es ohnehin geschlagen ist: traumatisiert durch jene schmerzvollen Einschnitte, Urbilder herrschaftlicher Gewalt, die vom polymorph-perversen Triebbündel wenig mehr übrig gelassen haben als ein autonomes Individuum mit vereinzelt erogenen Zonen. Es ist diese Absage ans Eingedenken, die Butler nicht wenige Fans beschert haben dürfte; eine

Hobbyhipstercombo namens »Medienpolitische Ambulanzen«¹⁵ zum Beispiel. Der nämlich verdanken wir die frohe Botschaft, dass es keine Körper gäbe, »auf die wir immer wieder zurückgeworfen würden.

Niemand muss zurück ins Kinderzimmer und sich da wieder mitten zwischen die Kuschtiere legen, um etwas über sich und seinen Körper zu erfahren. Die einem das einzureden versuchen, haben zumeist ein Problem mit Mama« – sind, mit anderen Worten, typische Jammerlappen, wie etwa auch jene Autoren der »Dialektik der Aufklärung«, die sich immer nur nach einem »intakten Leib« sehnten, statt sich »dem

13 Was so tieferschürfend und radikal daherkommt, als stelle es 2000 Jahre okzidentale Philosophie in Frage, wiederholt tatsächlich bloß die idealistische Hybris, alles Seiende dem Geist entspringen zu lassen, mit dem Diskurs als Transzendentsubjekt ohne Subjekt. Vgl. Alfred Schmidt, »Der strukturalistische Angriff auf die Geschichte«, in: ders. (Hg.), »Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie«, Frankfurt am Main ²1970, S. 194-265

14 Eine Pizza, nur zum Beispiel, wird außer mit Tomaten und Käse zweifelsohne auch mit Bedeutung belegt, ohne dass es doch die Bedeutung ist, die satt macht.

15 Alle folgenden Zitate aus: »feminists like us. Programm der Medienpolitischen Ambulanzen v3.0«, in: JungdemokratInnen / Junge Linke NRW (Hg.), »Give the feminist a cigarette«, Wuppertal 2001, S. 145-161

Schmerz zu öffnen« und »fragmentieren« zu lassen. So geht »fröhliche Körperwissenschaft« im Spätkapitalismus.

Ach, es kann doch alles so einfach, so duftig sein: Die blutige, hässliche, reale Gewalt der Verhältnisse wird gleich viel weniger hässlich, wenn man sich Erhabenerem zuwendet. Auf den von Butler zitierten Vorhalt hin, »if everything is a text, what about violence and bodily injury?«, wälzt sie so lange arkadisch anmutende Erwägungen zur »scenography and topography of construction« (BM 28), bis auch die letzte nicht mehr weiß, was gleich noch die Ausgangsfrage war. Die an sich richtige Erkenntnis, dass es auch unter Frauen handfeste Interessenskonflikte gibt, welche eine gemeinsame »Frauenidentität« in Frage stellen, verfälscht sie flugs zum »Schauplatz ständiger Offenheit und Umdeutbarkeit«, zu einem »unbezeichnenbaren Feld von Differenzen« (SuD 50) – linguistischer Kitsch, aber mit Methode. Anlässlich des Films »Paris is Burning«, der die Lebensverhältnisse subproletarischer drag queens mit afro- und lateinamerikanischen Hintergrund dokumentiert, kann Butler schließlich, ungeachtet der wenig sentimentalen Vorlage, so richtig ins Schwärmen geraten: »These men ›mother‹ one another, ›house‹ one another, ›rear‹ one another, and the resignification of the family through these terms is not a vain or useless imitation, but the social and discursive building of a community, a community that binds, cares, and teaches, that shelters and enables.« (BM 137) Eine Gemeinschaft, die verpflichtet, aber auch umsorgt, die behütet und bestärkt – kein Wunder, dass Palästina ihr am Herzen liegt.¹⁶

Unbenommen sei, dass nicht wenige an Butlers Werk der radikale Gestus angezogen hat, die Geschlechter in Bausch und Bogen zu dekonstruieren, und manche vielleicht auch die Hoffnung, aus den theoretischen Sackgassen hegemonialer feministischer Identitätslogik herauskommen. Nur ist gerade der Wunsch, diskurstheoretisch reinen Tisch zu machen, nicht davon zu trennen, was letztlich Butler ihren bleibenden Erfolg beschert hat: das postmoderne Puppenstubenidyll, in dem nichts an die reale, irreduzibel somatische Leidensgeschichte des Subjekts erinnert.

Lars Quadfasel, Kindergärtner und freischaffender Schöngeist, ist aktiv in der Hamburger Studienbibliothek (www.studienbibliothek.org) und bei ›Les Madeleines‹, einer überregionalen Gruppe zur Kritik des Geschlechterverhältnisses (www.lesmadeleines.net)

16 Vgl. konkret 9/2005, S. 27